

(Nachdruck verboten.)

2] Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Zweites Kapitel.

Kesler schritt langsam weiter. Der Frühlingswind fuhr kühlend über sein Gesicht. Alles, was er in dieser letzten Viertelstunde erlebt hatte, kam ihm wunderbar vor. Vielleicht hatte er wirklich nur geträumt. Er griff in seine Rocktasche und zog die Hundertmarkscheine hervor, die er lange und mit großem Ernst betrachtete. Da sie zernüchtern waren, strich er sie sorgfältig glatt. Es war ihm, als ob er mit dieser armseligen Summe seine Zukunft in den Händen hielt. Er kam sich in seinem Selbstbewußtsein gesteigert vor. Er hatte es zu Drenkwitz im Scherz gesagt, während es ihm doch bitter ernst war, daß er im Gefühl der Macht zu jedem Gewaltakt fähig sein würde, um vorwärts zu kommen. Er mußte vorwärts kommen! Er brauchte Licht — Licht von allen Seiten . . . Nur nicht im Dunkeln stehen! Nur nicht zu denen gehören, die auf der Strecke blieben, die unbeachtet am Wege starben!

Er blieb auf einmal stehen. Warum hatte er diesem Drenkwitz seine innersten Gedanken verraten? Man sollte sich vor keinem Menschen aufknöpfen . . . das war die größte Dummheit, die man begehen konnte. Niemand trauen . . . dem besten Freunde nicht! . . .

Aber Drenkwitz war Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle, das stand fest. Und wie sonderbar, daß er ihm nach so vielen Jahren, in denen er nichts von ihm gehört hatte, gerade in dieser Stunde der Bedrängnis über den Weg gelaufen war! War das Zufall oder Geset?

Dieser Drenkwitz! — Ein komischer Kauz! Durch und durch anständig — darüber war kein Wort zu verlieren — aber doch völlig von der Philisterrmoral und den sogenannten anständigen Grundsätzen beherrscht. Die großen Gesichtspunkte waren ihm nie aufgegangen — das stand jedenfalls fest. Und über das Napoleonproblem hatte er sich wohl in keiner Stunde des Lebens den Kopf zerbrochen . . .

Und so ein Mensch war Staatsanwalt — maß mit der Elle des bürgerlichen Anstandes und der Tugendmoral und begriff es nicht, daß zu allem Großen ein Wagenmut gehört, der unter Umständen an das Verbrecherische stoßen konnte und stoßen mußte. Diese Gesellschaft hielt mit ihrer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, ohne es zu ahnen, die Entwicklung des Staates auf. Sie hemmte all die latenten Kräfte, die zum Lichte drängten, um neue Werte zu schaffen.

Es war eine Narrheit, zu solch einem Menschen von seinen Plänen und Ideen zu reden . . . So einer betrachtete alles durch die Brille der Gerechtigkeit und des Staates . . .

Von der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche schlug es in lauten Schlägen zwölf Uhr. Er schrak leise zusammen und blickte auf den mächtigen Sandsteinbau, der übergroß in die Nacht hineinragte.

„Wie schlecht — wie verdammt schlecht ist das gemacht!“ murmelte er vor sich hin. „Die hätte ich bauen müssen!“

Es kam ja schließlich auf dasselbe hinaus, ob die Menschen in ein Kirchenschiff oder in ein Theater traten . . . Der Zweck war jedesmal derselbe: die Flucht aus dem grauen Alltag . . .

Er dachte wieder an „sein“ Grundstück am Nollendorfpfah. Zu Gedanken gehörte es ihm längst. Er sah sich auf dem Bauplatz, wo er Befehle und Weisungen erteilte. Er hielt Konferenzen mit den Geldleuten ab — Fabrikanten und Lieferanten antichambrierten bei ihm. Jede Viertelstunde des Tages war vergeben. Er schwelgte in diesen Vorstellungen . . .

Ein Taxameter fuhr vorbei. Er winkte mit einer lässigen Bewegung dem Kutscher.

„Fahren Sie mich in der Richtung der Schützenstraße!“ sagte er von oben herab. Dann lehnte er sich in das Polster zurück und schloß die Augen. Er hatte nur den einen Gedanken: Wie war das Geld aufzutreiben, um „seinen“ Bauplatz zu erwerben? . . .

Der Rhythmus, den der Wagen hervorbrachte, schuf ihm eine eigentümliche Musik. Er vernahm deutlich, wie die Musiker kurz vor Beginn der Vorstellung in komischem Durcheinander ihre Instrumente stimmten, wie jetzt der Kapellmeister an sein Pult klopfte, wie die gepuderten Damen und Herren, die das Theater bis auf den letzten Platz füllten, sich auf ihre Stühle niederließen, und wie alles in freudiger Erregung auf den neuen Vorhang starrte, der in wenigen Minuten sich zum erstenmal heben sollte . . . Und er saß in einer Parkettloge und überblickte das freudige Getümmel und weidete sich an dem prunkvollen Hause, an dem prächtigen Saal, der, in den Farben auf das feinste abgetönt, bei allem Reichtum nirgends überladen war und auf Gottes Welt nicht seinesgleichen hatte . . . Er las am anderen Tage in den Zeitungen, daß diesem Meisterwerk gegenüber alle Bedenken schweigen mußten und daß er mit seinem Bau etwas völlig Neues und Vorbildliches geschaffen habe . . .

Er erwachte, und weil es ihm in der Droschke zu eng ward, rief er dem Kutscher ein kräftiges „Halt!“ zu.

Der Taxameter zeigte auf eine Mark und sechzig Pfennig. Kesler lachte vergnügt auf.

Heute stimmt alles, dachte er, und eine übermütige Ausgelassenheit bemächtigte sich seiner.

Er bog in die Mauerstraße ein und war nur noch wenige Minuten von seiner Wohnung in der Schützenstraße entfernt.

Er zerbrach sich den Kopf, wie dieser Drenkwitz nur dazu kam, ihm so ohne weiteres dreihundert Mark zu leihen. Und wie der Mensch sich darüber geärgert hatte, daß man mit einer Mark und sechzig Pfennig in der Tasche einen reinen Kragen trug! Und was für kriminalistische Bezeichnungen er gleich dafür hatte! Das nannte er — „den Leuten Sand in die Augen streuen“ — dieser Schafskopf! . . .

Jetzt trat er in die Schützenstraße. Lautes Geschrei und Gejohle erfüllte die Nachtstille. Ueber seine Miene glitt ein verstehendes Lächeln: Richtig, er war s! — Und unmittelbar darauf sah er einen dunklen Schwarm von Menschen hinter einem Reiter her, der auf seinem Schimmel durch die Straßen galoppierte. Die Menge verfolgte ihn, und ein halbwichsiger Bengel schrie gellend:

„Herr Freitag, heut ist Donnerstag!“

Und unter Hohngelächter stimmte der Hause mit ein und wiederholte:

„Hören Sie, heut ist Donnerstag! Sie fallen von Ihrem Schimmel, Herr Freitag! So hören Sie doch, Herr Freitag! . . . Sind Sie taub, Herr Freitag?“

Und dazwischen freischten sie vor Bergnügen, während der Reiter, ein kleiner Herr mit weißen, flatternden Haaren, der auf dem Kopfe einen mächtigen Kalabreser trug, hilflos, mit verglasten Augen, auf seine Peiniger starrte und dem abgehenden, schnaubenden Gaul die Sporen in die Weichen drückte.

Den kleinen Vorsprung, den er jetzt vor seinen Verfolgern hatte, suchte er ängstlich auszunützen. Er war vor seinem Hause angelangt und sprang eilig von dem Schimmel. Und mit lauter, heiserer, tiefer Stentorstimme rief er, jeden Buchstaben mit scharfem Akzent hervorstoßend, hintereinander:

„Portier! Portier! Portier!“

Aber von drinnen rührte und regte sich nichts.

Inzwischen hatten seine Verfolger ihn wieder erreicht, und wieder klangen blödsinnige Rufe an sein Ohr, und der Bigbold schrie von neuem:

„Herr Freitag, heut ist Donnerstag!“

Sie drängten dicht an ihn heran. Er blickte sie wie ein Feldherr zornfunkelnd und verächtlich an, im Innersten vor Angst vergehend. Den Hut hatte er vom Kopf genommen, und seine dichten, weißen Haare wehten, als wollten sie auf und davonfliegen. Sie sahen zu beiden Seiten des Schädels wie mächtig gespreizte Flügel aus.

„Portier! . . .“ rief er von neuem, und seine Stimme schlug dabei über.

Eine Frauenperson von zweifelhaftem Aussehen zapfte ihn plötzlich am Rock. Das erregte einen ungeheuren Heiterkeitsausbruch, und von allen Seiten drängten sie auf ihn ein. Als er wieder sein „Portier!“ ausstieß, hatte der Ton seiner

Stimme bereits etwas Weinendes und sein Auge etwas Gebrochenes. Er glich einem verwundeten Tier.

Kesler schob die Menschen beiseite. Dieses Schauspiel war ihm nicht fremd. Der Mann wohnte mit ihm Tür an Tür. Jede Woche machte er mehrere nächtliche Spazierritte, und jedesmal waren die Menschen hinter ihm her, warteten bis in die späte Nacht hinein auf seine Rückkehr, um dann ihr Theater mit ihm aufzuführen. Er hieß Freitag und war in diesem Viertel eine bekannte Persönlichkeit. Man hielt ihn für närrisch und glaubte ein gutes Recht zu haben, ihn Spießruten laufen zu lassen.

Kesler hatte es bisher immer vermieden, sich in dieses Kampfspiel hineinzumengen. Der Mann war ein Sonderling, der auch ihn wie alle Menschen mied, weder seinen Gruß erwiderte, noch ihn überhaupt beachtete. Aber in diesem Augenblick trieb ihn sein Instinkt, sich zwischen den Alten und diese Bande boshafter Menschen zu stellen.

„Wollen Sie augenblicklich machen, daß Sie davontrollen!“ sagte er grob, und dabei packte er einen Burschen, der ihm frech ins Gesicht sah, so fest an, daß dieser laut aufschrie.

Das wirkte. Die Menschen wichen furchtsam zurück, und jetzt wurde auch der Riegel geschoben und gleich darauf erschien der Portier des Hauses.

Freitag reichte ihm mit einer königlichen, herablassenden Bewegung die Zügel des Pferdes. Dann ließ er Kesler eintreten und folgte ihm, indem er krachend die Tür zuwarf. Von der Straße her tönten wieder Spottgelächter und höhnende Rufe.

„Bitte sehr,“ sagte Kesler und blieb stehen in der Ansicht, den Kleinen, alten Herrn vorangehen zu lassen.

Der schüttelte stumm den Kopf. Er hatte eine Wachskerze entzündet und Kesler blieb nichts weiter übrig, als voranzuschreiten.

„Blebejer!“ murmelte der Kleine und trippelte vorsichtig von Stufe zu Stufe.

„Meinen Sie damit mich?“ fragte Kesler belustigt.

Der Kleine blieb stehen und leuchtete mit dem kleinen Flämmchen dem Architekten ins Gesicht.

„Reden Sie keinen Unsinn!“ erwiderte er dann grob und von oben herab.

Diese Antwort wirkte auf Kesler ungemein komisch. In Ton und Gebärde lag Methode. Es war, wie wenn ein König zu seinem Lakaien spricht.

Sie waren jetzt im zweiten Stock angelangt, wo beide ihr Quartier hatten. Jeder hatte zu seinem Zimmer einen Sondereingang. Beide holten fast gleichzeitig ihre Schlüssel hervor, um die Zimmertüren zu öffnen. Im Duett knarrten die Schlüssel.

„Gute Nacht, mein Herr!“ sagte Kesler.

Der alte Herr huschete statt jeder Antwort und schlug bröhnend die Tür hinter sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Stapfen im Schnee.

Von Carl Busse.

Der Vorsteher gibt das Zeichen zur Abfahrt. Unwillig schnaufend zieht die Maschine an, und langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Der Zug, der mich hierher brachte!

Nur wenige Personen stiegen gleich mit aus. Sie blickten mich verwundert an — nun gehen sie hastig oder gemächlich zum Dorf. Der Wahnsteig ist nicht gesperrt; jeder kann hinauf oder hinunter. In der kalten Klarheit des Tages leuchtet das Riegelrot der Häuser herüber. Der Rauch steigt aus den Schornsteinen. Man hört lärmende Schläge; sie kommen gewiß aus der Schmiede. Sie machen die Stille noch fühlbarer.

Die Pelzmütze auf dem Kopfe stolpert jetzt ein Bengel mit frechem Räschen aus der Tür des Stationsgebäudes. Er sieht mich groß an und geht zur Kumppe. Blante Zapfen hängen daran; der Becher an der eisernen Kette ist vereist, und der Schwengel quietscht. Wasser gibt es nicht; der Frost zur Nacht war zu groß. Der Schnee, den man tritt, singt ordentlich.

Worum bin ich hier? Auf einer Station, die ich nicht kenne, vor einem Dorf, dessen Name ich kaum jemals hörte?

Weil ich die „weiße Sehnjucht“ hab', die mich alljährlich überfällt, die Sehnjucht nach Schnee und Winter. Sie kommt plötzlich. Wenn die Flocken am Fenster vorbeitanzen, tanzt das Herz. Wir haben als Kinder den ersten Schnee angejungen, wir haben die

Hände ausgestreckt und die Mühen hingehalten, wie das Kind im Märchenbuch, das die Sterntaler fing.

Und nun kann es noch so dicht vom Himmel kommen — ich such' vergeblich nach dem reinen Weiß. In der Riesenstadt ist der Schnee nichts Gutes. Hier schützt er keine Saaten, hier hindert er nur und verwandelt sich in zähen Schmutz. Aber die Kinder der einsamen Ebenen können die langen Winter ihrer Frühzeit nicht vergessen. Und jählings kommt die „weiße Sehnjucht“ über sie — die Sehnjucht, über weite weiße Felder zu gehen, an Bäumen zu rütteln, die sich unter der Schneedecke beugen.

Nur deshalb hab' ich mich in den Zug gesetzt und bin eine Stunde lang gefahren — über stille Vororte hinaus zu Orten, die noch stiller sind. Nun wand're ich die Chaussee entlang und mein Herz wird weit wie die Ebene. Dem Wagenjpuer folge ich; mit dem Stod jeg' ich die weißen Klappen von den Meilensteinen. Die Sperlinge suchen nach Futter; Goldammern sitzen träge, mit fettem Wäuschlein, auf den Zweigen. Und als dunkle Fleder spazieren die Krähen, bald würdig ausschreitend, bald stolpernd, über die endlose weiße Fläche, die sich ringsum breitet.

Das Dorf blieb zurück. Ich greif' in den Schnee und ball' ihn zur Kugel. Schlachten, die ich als Knabe geschlagen, stehen vor mir, die Vögel fliegen, schneller noch fliegen die jauchzenden Rufe, immer von neuem fassen die rotblauen nassen Hände ins unberührte Weiß. Da schreit jemand auf und blutet. Jemand hat einen Stein in die Schneekugel geworfen. Das kann nur Kochs Emil sein. Auf ihn, Jungens! Von Freund und Feind wird er gepackt. Er stößt mit den Füßen, er kraht — nützt nichts. Und bald liegt er da, und von ein paar Dutzend Händen wird sein Gesicht „gewaschen“. Er brüllt, obwohl er dabei Schnee schlucken muß. Zwischen Hals und Kragen wird ihm denn noch eine gehörige Portion hineingestopft. Dann mag der Verräter laufen.

Ah, es war schön! Wie gut ich werfen konnte! Und heut? Ob ich den Baum dort drüben noch treffe? Nein — da fällt die Kugel jenseits des Grabens nieder! Ich verjuch' ein zweites ein drittes Mal — Matsch, die dritte saß! Vergnügt geh' ich weiter.

Drüben liegt eine kleine Schöpfung. Dann kommt der Wald. Und ich frag' mich, weshalb ich hier auf dem Allerweltsweg laufe, anstatt durch den jungfräulichen Schnee der Felder zu gehen. Wie das sein ist, die ersten Spuren durch die himmlische Rede zu ziehen! Man scheut sich fast . . .

Hier läßt sich noch waten. Mitten in den Aedern bin ich, niemand stört mich, nur die Krähen schelten und wünschen mir Unheil, weil ich sie aufschreck'. Bewegt sich dort nichts? Ich ruf' und schwing den Stod. Aha — Meister Lampel Schade, daß er ausreißt! Ich hätt' ihm sein Futter gegönnt. Wollt' er den Schnee scharren, um ein Halmchen zu finden? Er muß jetzt hungrig sein und klapperdürst — alle Rinden sind angenagt. Und die Lieb' ist seine einzige Freude. Ha! und Häslein haben heißes Blut im kalten Januar.

Mit den festen Stiefeln werf' ich den Schnee auf. Dort ist die Schöpfung. Aber sieh' . . . ich bin doch nicht der einzige, der hier gegangen. Da sind Spuren . . . schwere tiefe Stapsen, fest und nicht klein. Sie kommen drüben vom Wege und gehen auf die Schöpfung zu. Warum soll' ich denen nicht folgen?

Wer war's, der hier gewandert ist gleich mir durchs einsame Feld, das seine Spuren behalten hat? Auch einer mit der weißen Sehnjucht? Ein Alter, ein Junger? War's der Holzfäller, der sich den Weg zum Förster kürzte? Warum bin ich kein Indianer — dann fragt' ich nicht. Der weiße Falte oder der große Büffel oder der springende Panther, sie lesen aus den Stapsen die ganze Biographie dessen, der seiner Straße zog. Aber ich?

Halt! Ich hab' zu früh gellagt. Der Schnee ist zertreten. Kleinere, zartere Stapsen stehen neben den größeren. Sie sind von der anderen Seite herantrippelt, sie sind nicht so tief wie die anderen. Und hier haben sich die Kleinen und die Großen getroffen.

Nun führen sie, dicht nebeneinander, um die Schöpfung herum. Der weiße Schnee fängt an, Geschichten zu erzählen.

„Schaderack, schaderack!“ tönt es plötzlich rauh. Als wär' ich auf verbotenen Wegen ertappt, schreck' ich auf. Es sind die Elstern in der Schöpfung. „Die Schalaster,“ sagte meine Großmutter, „hat ein böses Maul wie die Nachbarin.“

Die bösen Mäuler klatschten mäßig. Die braunen listigen Augen mochten mancherlei gesehen haben, was die großen Füße und die kleinen Füßchen betraf.

Hier hatten die Beiden stillgestanden. Ein Zweig war geknickt. Vielleicht hatte eine Hand vor Jörn und Liebe in das Kieferbäumchen gegriffen — trotz der Nadeln. Es wächst mir aus den Stapsen ein breiter kräftiger Mensch auf. Falten stehen auf seiner Stirn, die Lippen hat er zusammengepreßt. Er ist von der schwereren ruhigen Art, die hierzulande lebt. Er wackelt nicht her und hin, sondern wo er einmal steht, da steht er. Die Spuren sind sehr tief, als hätt' er sie absichtlich fest eindrücken wollen. Er bettelt auch jetzt nicht, wo das Mädel ihm sagt, daß alles aus sein muß, und daß der Vater schon die Hochzeit mit dem anderen bestimmt hat.

Aber das Mädelchen ist dabei unruhig gewesen, hat sich viel bewegt. Der Boden verrät es. Sie hat ihm alles gesagt; sie will nur noch Abschied nehmen. Im Elternhaus ist strenge Zucht; Ungehorsam wird nicht gelitten. „Das ist mal so . . . da läßt sich nichts dagegen machen,“ spricht sie.

Ward der Zweig in diesem Augenblick gebrochen? Und erwiderte der Mann nicht ruhig: „Das mag wohl so sein. Dann ist das also zu Ende.“ —?

Die Niesernadeln haben seiner hartgearbeiteten Hand wohl nicht weh' getan. Und die Gfistern haben gehöhnt und geschwätzt; böse Käufer neiden jedes Glück.

Am liebsten möcht' ich sie 'runterknallen. Aber sie wissen, daß ich nur den Stod bei mir hab'. Dreist kommen sie näher. Ich seh' ihr Gesieder glänzen: schwarz und tief blaugrün, jetzt leuchtet auch das Weiße auf. Von einem Baum und Bäumchen geht's zum anderen. Wartet!

Die Schneefugel wird hart zwischen meinen Händen. Ein Wurf — da weisen sie aus. Sie sind schwerfällige Flieger. Wie Nicht-Schwimmer, die erschreckt im tiefen Wasser fortwährend mit den Armen schlagen, ohne Ruhe und Sicherheit, so ähnlich sieht es aus, wenn sie mit krampfhaften Flügelschlägen davonziehen. Bald fallen sie von neuem ein.

Nun haben die großen und die kleinen Füße den Platz auch verlassen. Noch einmal tönt ihnen das krächzende „Schaderack!“ nach. Aber der Mann und das Mädchen horchen nicht hin. Eine lange Strecke gehen die Spuren noch nebeneinander. Dann ist der Schnee wieder verwühlt.

Hat ein starker Arm das Mädchen gepackt? Hat der Wurf sie wild an die Brust gerissen? Was hat er gesprochen? Es tut fast weh', wie die Stapsen jetzt auseinanderlaufen. Jeder führt zwei Menschen weiter ab von dem, was ihnen das Liebste war.

Wenn ich hier stehen bleib', kann ich beide verfolgen. Da gehen die Kleinen. Tripp, tripp, tripp — da verwischt sich die Spur, das Mädel hat sich umgesehen. Aber Schritt für Schritt hat der Mann getan, mit jedem hat er etwas in den Boden getreten: seinen Born? seine Liebe? seinen Schmerz?

Und welchen Spuren folge ich? Ich möcht' das Mädel sehen und fragen, ob es so war, wie es der Schnee erzählt, oder ob ich falsch gelesen und nur geträumt hab'.

Aus dem Schilf an der Havel steigen Wildenten. Es scheint, als wolle der Tag, der sich so klar anseh', trüber werden. Und ich wand're weiter mit meiner weißen Sehnacht, bis ich selbst durchgefroren und steif bin wie ein Stück Holz.

Stunden vergehen. An die Stapsen denk' ich noch immer. Ich denk' daran, als ich mit der Bahn zurückfah' — wieder hinein in die Niesenstadt, die keinen Winter recht kennt. Es liegt wirklich Schnee in der Luft. In der Nacht oder am nächsten Morgen wird er fallen.

Und die Kloden, die sich ununterbrochen folgen werden, sie werden auch Eure Fußspuren bedecken, Ihr beiden Unbekannten, sie werden sich über Euren Schmerz und Eure Liebe, über meine Sehnacht und über alles Glück und Leid der Erde senken. Morgen sind die Zeichen verwischt.

Ist es nicht seltsam, wie wenig Geduld wir haben? Wo wir doch wissen, daß über ein Kurzes alles glatt und für immer erledigt ist? —

Kleines feuilleton.

— Der berühmte Dr. Laurent aus Paris. In der „Aerztlichen Rundschau“ (Herausgeber Dr. Arno Krüger in München) wird von dem unlängst verstorbenen Pariser Kliniker Professor Warthez folgendes Geschichtchen erzählt: „Auf einer Bergnütungsreise hielt sich Warthez einige Tage in Bordeaux auf und wohnte im ersten Hotel der Stadt. Am frühen Morgen hörte er einmal das Geräusch vieler Schritte, wie wenn viele Personen gleichzeitig die Treppe ersteigen würden, und neugierig, wem dies wohl gelte, trat er vor seine Türe und sah auf dem Treppenaufgange eine Menge Leute vor einer Türe stehen, die die Aufschrift „Aerztliche Konsultation“ trug. Auch an den folgenden Tagen sah er um die gleiche Stunde eine Menge Menschen seinem glücklichen Kollegen zuströmen und endlich erkundigte er sich nach dessen Namen. Es ist der berühmte Dr. Laurent aus Paris“, wurde ihm zur Antwort; doch Warthez hatte von dieser Verühmtheit noch nichts gehört und hegte deshalb den Wunsch, den Kollegen selbst einmal zu sehen. Bald wurde er durch einen Angestellten des Hotels mit ihm zusammengeführt, und statt sich zu begrüßen, schauten sich die beiden Herren erstaunt an.

„Wie, Du bist Laurent?“ fragte endlich Warthez, der in seinem Gegenüber einen seiner ehemaligen Diener erkannte.

„Ja, Herr Professor, ich bin es!“
„Aber, wie bist Du Arzt geworden, wo hast Du Deine Studien gemacht?“

„In Ihrem Hause, Herr Professor. Ich war immer bei Ihren Untersuchungen anwesend, ich habe Ihre Bücher gelesen und viele Rezepte auswendig gelernt, und Sie sehen, wie mir das zustatten kommt.“

„Bravo, ich wünsche Dir Glück dazu, aber ich wundere mich nicht so sehr über Deine Geschicklichkeit, wie über Deine großen Erfolge. Wie zum Teufel hast Du denn diese Praxis erworben? Ich bin schon fast vierzehn Tage hier und noch kein Mensch hat nach mir gefragt.“

„Erlauben Sie, Herr Professor, ich wundere mich, daß Sie bei Ihrer Erfahrung die Menschen so schlecht kennen. Sehen Sie, hier in Bordeaux leben 200 000 Menschen; wie viel, glauben Sie, haben

davon gesunden Menschenverstand? Höchstens 2000 bis 3000. Nun gut, diese 3000 kennen und schätzen Sie nach Ihrem wahren Werte, die übrigen 197 000 aber gehören mir zu und laufen zu mir. Ich spräche meinen Klienten das Blaue vom Himmel herunter, während Sie ihnen nur das garantieren, was Sie ihnen leisten können!“ —

Theater.

Lessing-Theater. Im grünen Baum zur Nachtigall. Lustspiel in drei Akten von D. E. Hartleben. Der Arzt seiner Ehre. Grotteske in einem Akt von Paul Mongrö. — Zwei Duellstücke brachte der Silvesterabend im Lessing-Theater, — eines, das den Unfimm der Duelllehre ausgelassen lustig, in gepfeffter Satire nach Gebüh' veruollte; eines, das mit sanftem Tadel aufgeklärt familienblatmäßig ohne jede interessante Eigennote darin herum stockerte. Hartleben, der eheben so übermütige Ull, der ihm so gut zu Gesicht gestanden haben würde, ging unter der Flagge eines französischen Pseudonyms, hinter dem ein Leipziger Mathematikprofessor sich verbergen soll.

Wie vorher schon in Wien und anderwärts wurde das Hartlebische „Lustspiel“ auch hier vom Publikum abgelehnt. Segen den mähigen Applaus erhob sich, trotz der vorrefflichen Aufführung, die in ihrer Unterhaltbarkeit über das Manko des Inhalts wohl hätte hinwegtäuschen können, ein erbittertes Rischen. Bei der sonst in Berliner Premieren üblichen Toleranz überrasschte die Schärfe des Protestes.

Daß die Handlung des Stückes nicht interessieren konnte, muß sich auch Hartleben gesagt haben; aber nach dem Bombenerfolge von Alt-Deibelberg rechnete er wohl, daß die Schilderungen aus dem Jeneser Bierstudententum-Milieu, billig ohne Phantasieaufwand aus der Erinnerung hergestelt, genügend Zugkraft besäßen, um Neugier und Schaulust zu reizen. Künstlerische Absichten liegen dieser neuesten Produktion noch viel ferner als etwa seinem „wahrhaft guten Menschen“, durch dessen hunte Willkürlichkeiten immerhin so etwas wie ein leitender Gedanke hindurchschimmerte. Die Schrullen und Sprünge, durch die er da die Wirkung sich so gründlich verbarb, fehlen hier, die Sache ist glatter, viel bühnentechnischer gearbeitet, aber dafür auch ganz geschäftsmäßig-physiognomischer, in ihrer wässerigen Klarheit an alte Benedigiaden erinnernd.

Im ersten Akte giebt es einen Nachmittagschoppen des Jeneser Korps „Alania“ in dem Wirtshause mit dem poetischen Namen. Der Senior verdonnert ein junges Semester zu einer Biermimil: Eugen Dühring soll eines seiner schwächenden Liebeslieder mit der Schenkmanzell zusammen parodistisch tragieren. Der taktlose Spaß geht ziemlich weit und schließlich wird gar ein Hoch auf Fräulein Steingräber, die angebigtete Herzensdame des Studiosus, ausgebracht. Ein Herr, der mit seinem Kameraden, einem sehr unkommentmäßig empfindenden Schweizer, das Treiben beobachtet hat, erhebt sich entrüstet und brummt dem Jüngling einen „dummen Jungen“ auf. Es ist der eben aus Amerika zurückgelehrte Bruder der Dame. Tisch und Herausforderung auf gezogene Pistolen. Im zweiten Akte ein Ehrengericht des Korps, das den beiden jungen Leuten, die sich gern versöhnen würden, den Weg dazu verrammelt; im dritten Akte Friedensstiftung durch das Fräulein, die sich — in der Komödie ist alles möglich — mit dem Schweizer und dem inzwischen milder gestimmten Alanenjenior als neues Ehrengericht konstituiert. Der taktlose Jüngling, ihr heimlich Verlobter, erklärt nun reuig, daß er wirklich wie ein dummer Junge gehandelt, legt die Korpszeichen ab und bietet dem künftigen Schwager die Hand. — Margarethe Albrecht, die Nachtigallwirtin, Kurt Stieler und Karl Forest als Studenten, Patry als Mensurere und satzbegeisteter Pastor, zeichneten in dem Ensemble sich besonders aus. Den Vogel schloß Hans Marr in der Rolle des bemosten Alanenhauptes, des hierfeligigen, humoristischer, nach außen immer stramm korrekten Kandidaten Demelius ab. —

Die Mongrö'sche Grotteske, die dieser Harnlosigkeit folgte, war echter Simplicitätsgestalt, unbarmherzig höhnisch bis zur Frivolität. Ein Herr, den seine Frau betrogen, hat nach landläufiger Konvention der feinen Gesellschaft, als „Arzt seiner Ehre“ das ihm zugesügte Verbrechen in blutigem Zweikampf an dem Verführer zu rächen. Mongrö's beleidigter Gatte, der als Regierungsrat anstandslos gleichfalls fordern mußte, hegt indessen die wohlwollendsten Empfindungen gegenüber dem „Vernichter seines häuslichen Glückes“. Seine schöne Gattin war von jeher ebenso unaufrichtig wie treulos, und der Gedanke an die jetzt sichere Scheidung füllt die Brust des biedereren Gemahls mit tiefer Seligkeit. Um so fataler, wenn jetzt ein Schuß ihn um das neue Glück betrügen würde! In der Nacht vor dem Duell kneipen die beiden Parteien, der fidele Träger der getränkten Ehre und der jugendlich sentimentale sog. Verführer, in demselben Hotel. Der Regierungsrat macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und entzückt dadurch seinen Begleiter, den alten ausgedienten Oberst, der gleichfalls mit dem weiblichen Geschlecht nicht die besten Erfahrungen gemacht zu haben scheint. Artig fordert dieser die Herren von der Gegenpartei, als sie ins Zimmer treten, auf, zu bleiben. Dann werden die Tische zusammengedrückt, und eine solenne Zecherei hebt an, die auch des Verführers kriegerischen Mut zum Schmelzen bringt. Schließlich trinkt man allgemein Brüderschaft. Ein Brief, der meldet, die betreffende Dame sei mit einem Dritten durchgegangen, erhöht die Stimmung noch

und Arm in Arm geschlungen, torkeln die frischgebackenen lieben Freunde aus dem Lokal.

Die Bosheiten, mit denen dieser Heldenstauk reichlich gespickt war, wurden mit verständnisvollem, schadenfrohem Lachen aufgenommen. Trotz einiger Längen amüsierte man sich im ganzen offenbar sehr gut. Patry, Forest, alle Mitspielenden mit Ausnahme von Neuf, der der drolligen Verführerfigur mehr hätte abgewinnen können, waren bei vorzüglichem Humor. Ein extrafeines Kabinettstück gab Sommer als stillvergünstigter, leicht bespitzter alter Oberst. —

e. s. Neues Theater. Neufreie Volksschule. Zum erstenmal: Josefina Martens, Komödie in 3 Akten von Lothar Schmidt. — Das Theater hinkt immer einige Jahre gehorjam hinter der Entwicklung nach. Man kann es ganz genau verfolgen, wie die eigentlich vorwärtstreibende Bewegung schon wieder an ganz anderer Stelle angelangt ist, wenn die Dramatiker beginnen, die verbreiteten Ideen für das breite Theaterpublikum mündgerecht zu machen.

In der Literatur kennen wir schon seit einiger Zeit den Mädchentyp, der bestrebt ist, sich von der geschlechtlichen Abhängigkeit, die oft nur soziale Kastenabhängigkeit und ein Befangensein in Klassenvorurteilen und pekuniäre Misere ist, zu befreien. Ein Ruck — und die Fesseln, die eng und ewig lastend erschienen, fallen und erweisen sich mit einem Male als eitel Plunder. Die ängstlichen Visionen sind Spulgespenster einer sich in drohende Gefährsmöglichkeiten verlierenden Phantasie, und ihre Gewalt ist gebrochen. Der Mensch steht da der Natur gegenüber. Als Kraft und Intelligenz diktiert er der Welt die neuen, gütigen Gesetze. Er erweist sich als Umstürzler und als Neuschöpfer. — Dies wäre die eine Möglichkeit, den Stoff groß und gewaltig zu gestalten. Ansätze dazu sind in der Komödie enthalten. Das ganze Stück ist durch den Charakter der weiblichen Hauptperson, der der gutherzige Junge, der sie so gern heiraten möchte, um an ihrer Seite glücklich zu werden und das Kind, das sie erwartet, zu einem ehelichen zu machen, nicht genügt, reichlich aufs Tragische gestimmt. Was die Mutter für ein großes Glück hält (die übliche Phrase: Du kannst noch froh sein, wenn er dich nicht sitzen läßt), das erscheint dem Mädchen als Pein, als Ausgangspunkt ihres ganzen Lebensruins. Sie will nicht den Vater ihres Kindes heiraten.

Andererseits erscheinen uns diese Probleme oft, gerade wenn wir sie so verzweifelt ernst nehmen, im Hinblick auf die großen Ziele der Entwicklung als klein. Wir meinen, man braucht deswegen nicht ein so großes Geschick machen — wie es heute unter einer Gruppe von „Kindesambeterinnen“, die gegen den Vater eifern, während sie das Kind verehren, geschieht. Es haftet dieser momentanen Uebertreibung und Verzerrung etwas Lächerliches, etwas Schwächliches an, etwas Unperiphrastisches (auch wieder als Folge sozialer Verengungen), etwas Kleinbürgerliches. Vor diesem Gesichtspunkt erscheint ein solch eifersüchtiges Mädchen ein bißchen komisch. Und das ganze Reden um diesen Punkt könnte, mit Ewigleitsaugen angesehen, etwas grandios Lächerliches, Zwerghaftes erhalten. — Auch hiervon sind ein paar Ansätze, ganz verschwindend, ganz spärlich, in dem Stück enthalten. Was der Mutter den größten Schmerz bereitet, stärkt das Mädchen zum höchsten Triumph. So wirbelt das Komödienstück des Lebens alles durcheinander.

Zum dritten: solch ein Mädchen könnte ein Charakter sein. Es könnte Freude machen, ihn zu ergründen, in feinsten, künstlerisch abgetönten Detailmalerei. Eine psychologische Charakterstudie modernsten Gepräges, die in ihrer schillernden Vielseitigkeit manches Licht — indirekt — auf viele ungelöste Probleme werfen könnte. Davon, von diesem künstlerischen Wert, ist wenig hier zu spüren; Ansätze auch, aber sehr spärliche.

Was ich sagen will, ist: Die Unentschiedenheit ist der Schaden des Stückes. All die einzelnen Ansätze liegen nebeneinander und sind nicht organisch gebunden. Ein Dramatiker muß mit der Dichtkunst wirtschaften, wie der Maler, der Plakate malen will, mit der Malkunst. Das heißt, man muß in jedem Augenblick wissen, was er will, wie er es sieht, was er meint.

Nun bleibt noch eine Möglichkeit: Der Autor will ein rechtes, gutes Programmstück schreiben, eine Durchschnittsarbeit mit modernen Allüren. Er hat den guten Stoff gewittert. Und von dieser hölzernen Theaterarbeit ist am meisten in dem Stück. Und das macht uns mißtrauisch. Das Stück ist allzuschmächtig aufgebaut und sinkt in den entscheidenden Teilen ins Triviale, Gangbare, Fläche hinab, ins tränenselige sentimentale Familienstück, dessen Inhaltlosigkeit mühselig über drei Akte auseinandergezerrt wird. Den Titel „Komödie“ hält man für einen Druckfehler.

Der Autor konnte nach dem zweiten und dritten Akt einmal erscheinen. Der Darstellung ist er zu Dank verpflichtet. Besonders Hedwig Wangel, Elisabeth Schneider (die für wenig Rollen sich eignet, für diese aber wie geschaffen scheint) und Marie Glümer, die mit resoluter Frische einen oft gezeichneten weiblichen Typus, den Typus des körperlich nicht bevorzugten Weibes, das sich schlecht und recht und mit Humor durchs Leben schlägt, auf die Beine stellte. Auch Alexander Clert spielte den gutherzigen Jungen brav. —

Medizinisches.

en. Das Verschlucken von Haaren. Im Magen und in den Eingeweiden von Tieren, beispielsweise von Kühen, die ge-

wohnheitsmäßig die haarige Oberfläche ihrer Haut beledet, findet man nicht selten Massen, die durch ein Zusammenballen der vielen verschluckten Haare gebildet werden. Die Bewegungen des Magens während der Verdauungstätigkeit bringen ein Zusammenfilzen dieser Haare zustande, wodurch runde Massen entstehen, die mit der Zeit eine beträchtliche Größe erreichen und eine Verstopfung des Verdauungskanals veranlassen können. Beim Menschen kommen derartige Haarballen selten vor und finden sich dann gewöhnlich bei Mädchen oder Frauen, namentlich bei solchen von zurückgebliebenem Intellekt. Als eine große Ausnahme ist es daher zu betrachten, daß ein Arzt kürzlich auch bei einem fünf Jahre alten Knaben drei derartige Haarballen gefunden hat. Das Kind hatte schon im ersten Lebensjahre die Gewohnheit angenommen, sich die Haare auszureißen, so daß ihm nur ein kleiner Schopf auf dem Hinterhaupt übrig blieb. Die Mutter machte den erfolgreichen Versuch, ihm diese Unart durch Bedecken des Kopfes mittels einer Kappe abzugewöhnen. Nach weiteren vier Jahren, als der Haarwuchs auf dem Kopf des Knaben bereits eine ganz manierliche Verfassung angenommen hatte, erkrankte das Kind unter Erscheinungen von Kolik mit etwas Fieber und krampfartigen Anfällen. Im Verlaufe von mehreren Wochen gingen dann drei kleine Massen von Haaren ab, worauf völlige Wiederherstellung erfolgte. Erstaunlich und bedenklich ist dabei die Tatsache, daß sich die Haare auch bei einem Kinde so lange im Verdauungsanal zu halten und dort schließlich ernste Störungen herbeizurufen vermögen. Daß solche Angewohnheiten in gewissem Grade als erblich betrachtet werden können, beweist der Umstand, daß eine ältere Schwester des Knaben bis zum Alter von zwei Jahren die Gewohnheit hatte, kleine Wollstücke zu essen, die sie aus ihren Kleidern herauszog; noch eine andere Schwester hatte die Unart, Gras und Papier zu kauen, und der Knabe pflegte im Alter von zwei Jahren sogar Erde in den Mund zu nehmen und hinunter zu schlucken. —

Notizen.

— Die meistgelesenen belletristischen Werke des vergangenen Jahres. Das „Literarische Echo“ hat wieder eine Umfrage bei Leihbibliotheken zc. veranstaltet. Die Erkundigung bezog sich auf die fünf bis sechs meistverlangten Werke. 138 Antworten gingen ein. Verlangt wurden: „Gök Krafft“ (Stilgebauer) 96, „Das schlafende Meer“ (Wiebig) 78, „Briefe, die ihn nicht erreichten“ (Hefking) 70, „Jena oder Sedan?“ (Behrlein) 64, „Jörn Uhl“ (Frenssen) 43, „Erstklassige Menschen“ (Vaubisfin) 43, „Widdendbrooks“ (Th. Mann) 41mal.

— Die Marciana zu Venedig, vielleicht die kostbarste aller Büchersammlungen, wird im Jahre 1905 wieder eröffnet werden. Sie umfaßt etwa 100 000 Bände und vor allem wertvolle Handschriften. Die Bibliothek besitzt eine aus dem achten Jahrhundert stammende Vulgata, das berühmte Breviarium Grimani, ein Miniaturwerk niederländischer Herkunft, eine Divina Commedia mit Giotto's Wilderschmuck und noch viele andere Schätze. Die Marciana ist von dem Kardinal Bessarion begründet worden, einem Griechen, der vor den Türken geflüchtet war und etwa 1000 Kodices mitbrachte, die ihm schon 30 000 Golddukatens gekostet hatten. —

— „Allerseelen“, ein neues Stück von Hermann Gehermans hat bei der Uraufführung in Amsterdam großen Beifall gefunden. Die Kritik hat das Werk einstimmig beurteilt. —

— Sehr gut aufgenommen wurden in Prag „Die Dorf-musikanten“ von Karl Weis. Das Stück ist eine Mischung von Schauspiel und Oper. —

— In Sofia hat sich ein südslawischer Künstlerbund gebildet. Serbische, kroatische und slowenische Künstler waren bei der Gründung anwesend. —

— Der Verein für Deutsches Kunstgewerbe in Berlin schreibt folgende Wettbewerbe aus: 1. Entwurf zu dem Mobiliar eines bürgerlichen Wohnzimmer. (Einzuliefern bis 1. Februar 1905 nachmittags 3 Uhr.) 2. Plastische Modelle zu einem Eßbesteck in Silber. (Einzuliefern bis 1. März 1905, nachmittags 3 Uhr.) 3. Entwürfe zu einem Pianinogehäuse und zu einem Notenpult. (Einzuliefern bis 1. April 1905, nachmittags 3 Uhr.) Für jeden der drei Wettbewerbe setzt der Verein aus: einen ersten Preis von 150 M., einen zweiten Preis von 100 M., einen dritten Preis von 50 M. Die näheren Bedingungen sind in der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin W. 9, Bellevuestr. 3, II, Quergebäude, einzusehen. —

— Ein neuer Komet wurde Ende Dezember auf der Sternwarte zu Nizza im Sternbild Walfisch entdeckt. Er zeigt einen deutlichen Kern, seine scheinbare Bewegung ist nach Nordosten gerichtet. —

c. Ein Halsband aus schwarzen Ameisen ist der Hauptschmuck der Frauen auf Neu-Guinea. Die Eingeborenen finden diese Ameisen in den Gärten, sie beißen das hintere untere Ende ab und verschlucken es, den Kopf werfen sie weg, und das Bruststück reihen sie auf. Eine Frau, die Braut eines Häuptlings, trug einen Halschmuck von elf Fuß Länge, zu dem die Leiber von 1800 Ameisen gebraucht worden waren. —